**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 18 (1928)

**Heft:** 13

**Artikel:** In Yemen gefangen

**Autor:** Weisl, Wolfgang von

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-637751

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

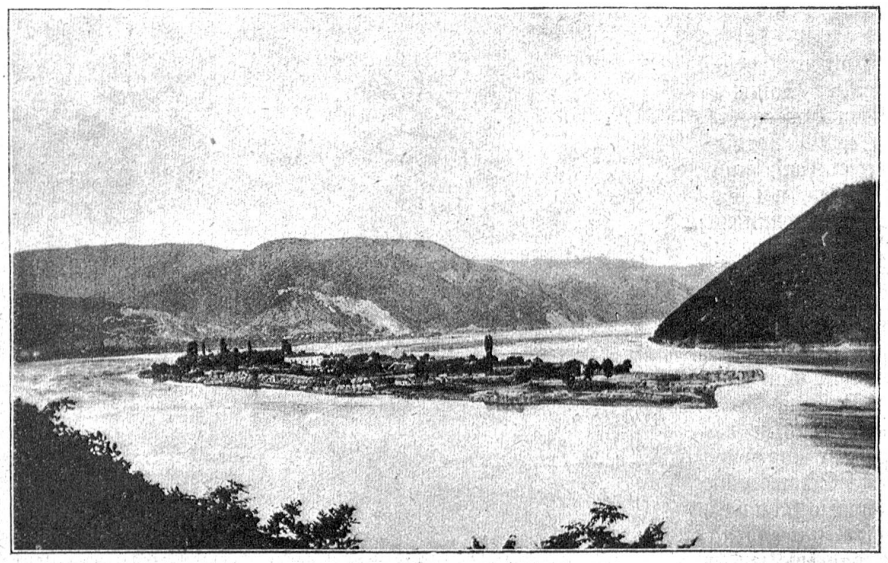
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 31.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**



Die Donauinsel Ada-Kale, die eine autonome Bevölkerung hat.

Kulturmenschen gar nichts bietet. Man kann das schmutzige Nobel-Kaffeehaus eher als Matrosenkneipe bezeichnen, wenn auch ein Zigeuner-Trio rumänische Weisen allabendlich zum Besten gibt und dort ab und zu einmal eine rumänische oder griechische Frau ihre feurigen Augen bewundern läßt. In einem Gemischtwarenladen verkaufte eine hübsche Wienerin, die Frau eines steinalten Griechen, Ansichtskarten und klagte unendlich über Heimweh. Die Gassen Sulinas sind still, fast nur von ebenerdigen Häusern gebildet und nur am Donauquai herrscht lebhaftes Treiben, doch fast ausschließlich sind es rauhbärige Seeratten, die hier vor den Tee- und Kaffeebuden irgend ein narkotisches Getränk schlürfen. Zuweilen ist die Uniform eines Offiziers der rumänischen Marinestation zu sehen oder Soldaten in schmierigen Leinwandkitteln. Ich gehe auf dem Molo bis zum Leuchtturm, um sagen zu können, daß ich am Grabesrand der Donau gestanden sei. Wild schlagen die brandenden Wellen an den Damm; von rechts salzige, von links jene des Stromes, dessen Wasser hier süß zu nennen ich mich nicht erdreisten will. Ueber dem Schwarzen Meere lagert regendrohendes düsteres Gewölke, seine Oberfläche ist wild erregt und verdient heute den unfreundlichen Namen in vollem Maße. Ein Dreimaster kämpft mühsam mit den hohen Wellen, dagegen durchmißt sie siegesbewußt ein moderner Dampfer. Beim Leuchtturm wirft ein Fischer sein Netz erfolgreich in die Brandung, während sein zweijähriges Söhnchen weit weg von ihm am Strande beim Spielen eingeschlafen ist, eingewiegt vom gleichmäßigen Plätschern der bis zu ihm vordringenden Wellenreihen. Eine elegante Dame in Begleitung einiger Herren kehrt eben vom Molo zurück, dem einzigen Spazierweg der Beamten der Donaukommission.

Gern sucht man den gastlichen Speiseraum des österreichischen Schiffes auf, nachdem man gewarnt wurde, die zweifelhaften Genüsse einer Sulinoten-Küche zu versuchen und im Kreise gleichgesinnter deutscher Stammesgenossen verleben wir einen gemütlichen Abend an der Donaumündung. Mitten in der Nacht entführt uns der Dampfer stromaufwärts nach dem Occident zurück. Hugo Piffl, Wien.

## Die Niemandsinsel.

Seit die Nibelungen die Donau abwärts gefahren sind, hat sich noch so manches romantische Erlebnis abgespielt, zu dem die blauen Wellen des Stromes ihre Melodie rauschten. Die Burgruinen, auf waldigen Uferbergen, die den Dornröschenschlaf träumen und die mächtigen Klöster St. Florian, Melk und Klosterneuburg geben Zeugnis davon.

Weit im Südosten von ihnen, wo die Ufer niedriger werden und das Schilf mit den Wildgänsen und Trappen die Vegetation beherrscht, wo der Strom breiter wird und langsamer dahingeht — wie jemand, der zurückschaut, von woher er gekommen ist — da liegt umspült von den Wellen und umgeben von den Berghängen des „Eisernen Tores" noch so ein Märchenland, die Niemandsinsel. Ein modernes Märchenland.

Als man im Jahre 1878 beim Berliner Kongreß den „kranken Mann" nach der Amputation seiner europäischen Gebiete als „geheilt" entließ, hatte man sie vergessen. Sie wurde versehentlich weder den Oesterreichern noch den Rumänen oder Serben zugeschrieben. Die kleine Insel, bisher der Türkei gehörig, gehörte nun auf einmal niemandem. Der türkische Dorfbürgermeister war fast über Nacht Sultan geworden und seine 600 moslemitischen Untertanen ein freier, unabhängiger Staat, der Staat Ada-Kale. Die Niemandsinsel. Und das ist sie noch heute.

Ob es die Insel der Glücklichen ist?.... A...f.

## In Yemen gefangen.

Von Wolfgang von Weisl.

**Dr. Wolfgang von Weisl, deutsch-österreichischer Journalist, hat sich in den letzten Jahren in Westarabien mehr umgesehen als irgendein anderer Europäer. Nun legt er über seine Erlebnisse und Erfahrungen ein Buch „Zwischen dem Teufel und dem Roten Meer, Fahrten und Abenteuer in Westarabien" (320 Seiten Text, 66 Abbildungen und 2 Karten, Fr. 8.50. — Brockhaus) vor, das ein weites Blickfeld eröffnet, ausgezeichnet informiert, in hundert Einzelfällen fesselt und besonders dadurch Beachtung verdient, daß hiermit zum erstenmal nach dem Krieg ein deutscher Reisender auf Grund eigener Beobachtungen berichtet. Weisl hat mit den meisten maßgebenden Persönlichkeiten des Landes über seine Gegenwart und Zukunft gesprochen. Das Werk ist auch ein wichtiges Dokument zu englischer, französischer und italienischer Expansionspolitik. Wir entnehmen ihm im Einverständnis mit dem Verlag den folgenden Abschnitt.**

In Loheya liegt viel Militär. Zwei Kompanien Verstärkungen trafen zugleich mit mir ein. Der Imam mobilisiert langsam. In den drei „Festungen" der Stadt — eins der Kastelle wurde eben erst erbaut — liegen vier Kompanien mit drei Geschützen; beim Djebel el Milh, dem Salzberg, eine Stunde landeinwärts, nochmals vier Kompanien; in Nachbardörfern etwa ebensoviel. Die Shaâfa gehorchen den Yemeniten auch hier nur widerwillig, scheint es. Man sehnt die Idrisi zurück.

Der Handel der Stadt ist nicht unbedeutend. Holz aus den Shôrawäldern wird nach der Kamaran-Insel für die Oefen der Quarantänestation verkauft. Salz geht nach dem Innern des Landes. Kaffee wird ausgeführt, Reis, Datteln, Tombak bringt ein italienischer Dampfer aus Aden einmal im Monat. 6000 bis 7000 Taler zahlt Loheya monatlich dem Imam an Zoll; der Gesamthandel mag etwa 300,000 Taler monatlich betragen, wenn ich den Ziffern meines Gastfreundes trauen darf, der sie kennen muß. Italiener oder andere Christen gibt es seit undenklichen Zeiten nicht in Loheya, ebensowenig Juden. Nur ein einziger Einwohner ist Wahhabite, alle andern Schafiten; außer den Soldaten und Beamten gibt es keine Zeiditen in Loheya. Fenster und Schränke werden in Loheya von aus Hadramaut eingewanderten Handwerkern so wundervoll geschnitzt, daß ich bitter bedauerte, keines dieser Kunstwerke mit mir nehmen zu können. Ein Schrank in herrlichster Arbeit kostet etwa 10 Mark.

Ich bestellte einen Schrank und versprach, wiederzukommen, um ihn abzuholen, wenn Allah will. Einen Säbel, Griff und Scheide, aus massivem Silber mit wunderbarer

Filigranarbeit bedeckt, bekommt man hier für 200 Mark. Entschieden, ich muß wieder nach Loheya fahren...

Fahrt, Nachtfahrt bei herrlichem Wind. Kühl, schön, sehr schön. Ich saß am Steuerdeck, selig. Füllte den Saft des Kirschenkompotts Hassan Effendis in mein Glas und ließ alle Lieben hochleben — ich war trunken von dem sternenfunkelnden Meer, dem leuchtenden Zerstieben der sanften Wogen an unserm Kiel, dem schmeichelnden Wehen des Südwindes in unserm Rücken. Ich sang die ganze Nacht; alte Lieder, halbvergessene. Trotzdem gab es diesmal keinen Sturm...

Nach Mittag Ankunft in Mêdi. Wieder Shôrawälder, wieder sehr seichter Hafen: unser kleines Segelboot ankert mehr als ein Kilometer vom Strand entfernt. Im Kanu rudern wir ans Land, uns beim Hafenoffizier zu melden. Er haust in ein paar Schilfhütten, bewacht dort — aber nur bei Tag — die Bucht von Mêdi mit einem Dutzend yemenitischer Soldaten wirkungsvoll. Bei Nacht reitete er zu seiner Familie nach Mêdi, das eine gute Stunde vom Hafen entfernt ist. Dann beschützt sich der Hafen allein — bei Nacht greifen Araber grundsätzlich nicht an; das weiß und würdigt man.

Von meiner Ankunft war man nicht sehr erbaut. Mêdi ist „Festung", Grenzfestung gegen Asir, dessen Armee keine drei Stunden nördlich von Mêdi liegt. Die umwallte Stadt ist längst von der Zivilbevölkerung evakuiert, angeblich dreitausend yemenitische Soldaten unter dem Kommando des Qâdi Abdallah el Arashi liegen hier — Fremden ist der Eintritt verboten. Ich weiß das und will gerade deshalb hinein. Präsentiere meinen schönen yemenitischen Paß; bin berückend liebenswürdig mit dem türkischen Hafenoffizier, dem mein Kapitän undeutliche Mitteilungen von dem unerhört hohen Backschisch macht, das ich dem Hafenoffizier von Loheya gegeben habe. Umsonst: ich muß in der Wachtstube bleiben — der Nahoda wird unter Bedeckung mit meinen Papieren zum Amir geschickt.

Stunden des Wartens in der Wachtstube. Ich kaue Kat — so langweilig ist es; endlich fährt ein Lastauto vor, bringt den Bescheid des Amir. Erstens darf ich nicht nach Mêdi hinein; zweitens muß meine Ankunft dem Imam nach Sana gemeldet werden, und ich muß auf dessen Bescheid warten — um Gottes willen, das kann lang dauern! —, und drittens wird mein Schiff militärisch besetzt, der Kapitän aber ins Gefängnis geworfen, weil er mich hergebracht hat. Der Kapitän kommt unter Bedeckung zu mir, um zu melden, was geschah. „Der Qâdi ist verrückt — total verrückt! Ich weiß nicht, was er will — er sagt, du seist ein englischer Spion, ich müsse gestehen, was du hier suchst. Ich gestand natürlich nichts, sagte, du seiest ein Italiener —"

Mir wird heiß, sehr heiß.

Der Kapitän, dumm wie er war, hatte gelogen, hatte das Gegenteil von dem gesagt, was in meinem Paß stand, den der Kapitän nicht lesen konnte — der Amir muß jetzt glauben, daß der Paß falsch und ich ein Spion sei. Wie soll ich von hier loskommen!

Der Hafenoffizier stellt mir frei, nach Belieben entweder in der Wachtstube zu übernachten oder auf einem Sambuk. Ich ziehe das Boot vor, trotzdem ich dort jede Nacht grausige Kämpfe mit den Schaben auszufechten habe, die über mein Gesicht laufen, als ob sie sonst nicht genug Platz hätten, die lieben Tierchen. Aber das kommt davon, wenn man wie ich auf dem Boden schläft — wirklich kultivierte Leute tun das nie.

Von einem dunkelhäutigen Yemeniten mit wehenden Locken bewacht, sitze ich eine Stunde später traurig auf meinem Schlafsack und schaue nach Norden, nach der fernen Heimat. Welche Blamage — Gefangener! Zum erstenmal in meinem Leben..., was die Russen und Italiener nicht fertiggebracht hatten, hat der Qâdi el Arashi gekonnt.

Der nächste Tag war wie der erste. Der Hafenoffizier hatte zwar versprochen, den Kapitän aus dem Gefängnis zu befreien, aber der Tag verging ohne Entscheidung. Das war schlimm: mein Trinkwasservorrat aus Kamaran ging zur Neige, und in Mêdi gab es wieder nur Brackwasser. Die Hitze brütete unerträglich über der windstillen Bucht. In höchstens vierzehn Tagen würde die Antwort aus Sana da sein, beruhigte man mich, vielleicht noch früher. Gut — aber: wenn die Antwort ungünstig ist? Wenn ich wieder nach Hodeida zurück muß, nicht nach Asir darf — was dann?

Ich nahm mir den Hafenoffizier vor, sprach eindringlich mit ihm. Er litt unter dem schlechten Sold des Imam, wie alle Beamten, und verstand rasch meine Argumente. Am nächsten Morgen schon besuchte er mich an Bord, brachte meinen Kapitän mit, aus dem Gefängnis befreit, wo der arme Teufel gefoltert worden war, um ihn zu einem „Geständnis" zu zwingen. Aber ich mußte auch diesen Tag in der Wachtstube zubringen, in der trostlos langweiligen Gesellschaft Kat kauender Soldaten. Erst am Nachmittag durfte ich, natürlich wieder unter Eskorte, an Bord zurück, um dort zu nächtigen.

Sehr bedrohlich sah der kleine Yemenite ja nicht aus, der mit Gewehr, Dolch und doppeltem Patronengurt mir als Wächter gegenübersaß. Aber ich wollte in Frieden von ihm loskommen — es nicht auf Gewalt ankommen lassen. Ich zerbrach mir vergeblich den Kopf, um eine List zu finden.

Endlich — nachdem der ganze Tag beinahe windlos gewesen war — hob sich gegen Abend ein freundlicher Südsüdost, wehte vom Land weg, nach Norden! Herrlich! In Eile riß ich ein Blatt aus meinem Notizbuch, kritzelte ein paar Zeilen darauf, gab sie dem Soldaten. „Bring' das dem Amir al Bahr, aber rasch, rasch, ehe die Sonne sinkt und er nach Mêdi reitet. Ich habe aufgeschrieben, was er mir morgen aus der Stadt mitbringen soll."

Diensteifrig gehorchte der Yemenite, stieg in seinen Huri, ruderte ans Land. Angsterfüllt, mit klopfendem Herzen, sah ich ihm nach, bis er in der Hütte des Offiziers verschwand, der wohl einige Zeit gebraucht haben dürfte, um meinen Brief zu entziffern. Jetzt treibe ich die kleine Besatzung meines Seglers an: „Auf, auf! Lâ hôl we lâ quwwa illah bi Allâh al'âli el'azîm („Keine Macht und keine Stärke ist außer bei Allah dem Erhabenen und Hohen"). Auf den Anker, die Segel los!"

Rasch steigt das Segel am Mast empor; die dünnen Schilfhalme, mit denen die Leinwand an der Rahe festgebunden ist, zerreißen; voller Wind fährt in das weiße Tuch. Zehn Minuten später verschwindet Mêdi in der sinkenden Nacht, mit ihm das Wachthaus am Strand und meine Wächter, die wohl erleichtert aufatmen, daß ihr Gefangener fort ist.

Eine halbe Stunde später kreuzen wir in den Hoheitsgewässern Asirs, bei Morgengrauen lande ich in Geizan, der Hauptstadt der Idrisi.

Djemal Pascha er-Ghazzi, ehemaliger Adjutant Enver Paschas, jetzt Erster Minister und Armeekommandant von Asir, empfängt mich mit hinreißender Liebenswürdigkeit: „Sie sind mein Gast; ich bin froh, daß ein Europäer zu uns kommt, dem wir erzählen können, was hier vorgeht. Morgen oder übermorgen kommt der Imam an und der Großsenussi. Beide werden sich freuen, Sie zu empfangen."

Ich bin am Ziel. Endlich!

Weit — weit lag Yemen mit seinen Emiren und gemütlichen Gefängnissen hinter mir. Vor mir war Asir. „Spielen Sie vielleicht Schach?" fragte der Minister und stellte die Figuren auf. Und während meine Matrosen mein Gepäck im Kastell an Geizan abluden, spielte ich meine erste Schachpartie mit dem Oberkommandanten der asirischen Armee.

## Vom Lachen.

„Lache dich gesund und schön", sagt ein weises Wort. Das Lachen muß demnach ein Jungbrunnen für uns Men-